

Weltwende

Von Kurt Zoch.

Jan von Kollerbeke, dem neubeistellten Justiziar des Herzogs Christian von Zureburg, schien es nützlich wie gewohnt, sein junges Amt mit Erpatronen für den Staatsjäger zu beginnen, zumal solcher durch die wechselnde Kriegsfortüne, Contributionen und Werbung immer mehrerer Soldaten erheblich gemindert. Die Kaiserjäger zum Beispiel stießen ganz fort, ferner das flache Land völlig devastiert war vor hin und her ziehenden Truppen der Braunschweiger und der Schweden, der Weimarer und der Kaiserlichen, noch unmanlicher aber hauseten mit Sengen und Morden die Künlein der Marobier, Tatern und Wutsklepper, also daß die herzogliche Stadt einer Insel gleich auftrat aus einem höllischen Meer von schwappendem Blute, aufwühlendem Brande und verpestendem Mäusergestank.

In seinem lässlichen Eifer geriet dem Justiziar unter turmhocher Arbeitslast auch ein Pergament in die rastlosen Hände, auf welchem jene Inassen der Stadtvogtei verzeichnet waren, denen ein hochnotpeinliches Gericht auf dem Wege der Gnaden den Straußzug der Strangulation in lebenslängliche Inhaftierung gemildert hatte. Hier erregten, wohl durch ihren Fremdklang, die Namen Veit und Sebastian Oscielli sein Aufmerksam und er ließ die Acta dieser, wie einiger anderer, durch seine Secretariat exzerpieren, um für die Inculpation eine förderliche Arbeit zu tun. Er las von den Stadtvögeln, die zu lassen lagen doch die meisten der Gefangenen anstaltig an die zwanzig Jahre der Stadt auf der Taten.

So besah Jan von Kollerbeke, daß die zwei Oscielli Brüder waren, Söhne einer zugewanderten braunschweigischen Obristenfamilie, unbekannter Vaters. Die Mutter an seinen vielfacher Soldateskafolter im städtischen Siechenhause eines langjahren, schweren Todes verblieben, die unmündigen Kinder aber hatte das Armenpittel aufgezogen und bereits vor Beginn des großen Krieges der ehrfamen Janst der Steinmehle als Lehrbuben übernommen. Die Acta berichteten des weiteren, daß jenen Brüdern als Gefellenstück von den würdigen Meistern ihrer Kunst aufgegeben wurde, für das Portal der Kapelle von Sankt Agniden einen Erzengel aus Weiserandstein zu meißeln, daß jene hinführend in verrückter Verblendung dem Antlitz des frommen Standbildes die stadtbekannten Züge einer amourensen Schönen verliehen hatten, die in jenem Decennium die Gefühls der Stadt arg zerrüttet hatte, bis sie Landes verwiesen worden war.

Nur die reuige Zerknirschung der armen Sünder, die im Anhören der Frevel jenes Allervöllstehenden wie zu neuem Sehen erwachten, ließ ob ihrem, dem gefährten Landes-Consistorio offenbarem Gottesrevel ein Lichtlein der Gnaden entbrennen, also daß sie der häßlichen Salazier entgingen.

Diesem Brüderpaar nun erwirkte die Suda des Justiziar und die hochflammennde Freude des Landes über die endlich zu Osnabrück gegendeten Kriegesgruel einen Steinmehlauftrag für ein Monumentum des Friedens, so im Parke des Herzogs aufgestellt und nachfolgenden Geschlechtern als ein Denkmal überwundener bösester Zeitläufte vererbt werden sollte.

Grünbleich wie Kellerschöpfung, gramgealtert und graubärtig verwittert, bezogen die Brüder Veit und Sebastian eine breitere Hüften im herzoglichen Schloßgarten, also sie alsobald einen riesigen Granitblock und einen gleich oemaltigen Sandsteinblock unter ihre Stichel, Meißel und Schlägel nahmen.

Sah das neugierige Volk der Hofbedienten die Gesellen anfangs noch die verlorene Kraft und vergessene Kunst an kleinen Steinbüchlein scheinbar üben, aus denen allerlei Fragen, Fensterrosen, Speiteufel und Gliedmaßen herauswuchsen, so wurde doch bald alles Werk der Brüder geheim. Tags, ja des Nachts gar, tobte wildes Geschaffe hinter Holzverschlägen und Sackverhang.

Nach mehreren Monaten endlich schleiften die Brüder mittels vieler Gespanne auf einer Art von Schlittenhufen die überwundenen Blöcke auf einen Hügel, an dem ein Quell entsprang.

In Fluten warmer Herbstsonne stund der Tag, an dem der Herzog mitamt vollständigem Hofe und mit einer gedrängten Schar von Göttern und Schaulustigen unter buntem Gezelt, lustigen Wimpeln und froher Musik sich zur Enthüllung des Monumenti versammelte.

Der Steinmehle Veit verneigte sich in schüchtern, laubter Junstracht vor dem Landesherrn und bet in harter, unbeholfener Rede um höchstallergnädigste Nachsicht, falls das Werk ihrer kunstentwöhnten Hände nicht dem Gufte der erlauchten Versammlung entspräche, aber sie beide hätten nach Kunstregel und Kunstgebrauch geschaffen, wie eine innere pottnädige Erleuchtung und die steinerne Materie, Handwerk und Können ihnen geboten.

Unter dem Schrei der Trommeln jauch die Hüfte an ihrem Gefänge hernieder. Die festliche Menge erschau den Hügel von silbernen Birken und niederhangenden Weiden überwölbt; auf halber Höhe entsprang schimmernd einem rohen Becken groben Gesteins der im Schweigen hell erklingende Quell; beiderseits aber ragten die gigantischen Felsblöcke — zur Linken braunrot der Granit, zur Rechten weißlich der Sandsteinquader.

Bewundert, ratlos, da sie zuerst kaum eine Bilderei gemahnten, schritten die Menschen vor, der Hof voran, die übrigen schon dahinter. Zu Füßen des Brunnens verharren sie und sahen:

Aus dem kurzen Gras türmten sich im kantigen Granit Gebelhaufen, Waffentümpel, Schüssel und zerbrochene Gerätschaften wie Spinrocken, Kuderstangen, Flugschare, aus dem wüsten Geröll des in flachem Relief angeordneten Sockels erwauchs ein innert geknicktes Kreuz, vor welchem eine selbstne Gestalt kniete; die Beine, der Leib fast leichenhaft knochig und zerschnitten, abwechselnd verkrüppelt, der Oberkörper aber dem Stein fast blutrot entwachsen, der Kopf, aller anatomischen Symmetria hochsprühend, überlebend groß, über schmerzhaft nach hinten gekrümmten, gebreiteten Armen düstend gen Himmel gewandt und mit grauhaft verzerrten Zügen, vorpringenden Augen aufsehend, der Mund von einem irren Schrei gespalten.

Gegenüber gleiste im Sonnengold der weiße Quader, das malliche Gestein einer Weide griff über in ein jartgrüntoniges steinernes, — als ein Schleier bog sich das langhinführende Haar und hing bis zur Hälfte über die Arme, die seitlich gewandt dem träumenden, wie eben erwachenden Antlitz die Schale der weichen Hände entgegen hoben; darinnen aber wie im Nest geborgen sah ein Vöglein, das dem Ohr der mütterlich gebeugten Frau ein Frühlingslied zuzuraunen schien.

Seitlich und über den beiden Bildern ragte der naturgewachsene, unbehauene Stein ins Gezeige.

Die Menge stund in verlegenem Schweigen. Der Herzog trat noch eines Schrittes Länge näher, kopfschüttelnd, man sah ihn einige Wörter hinter sich sprechen ein Gehör pflanzte sich von Mund zu Mund lauter rückwärtig fort; die Frontmeister lachten lautlos auf, die Menge wieserte. Eilig verließ der Hof die festliche Stätte.

Von den Brüdern, die man selbigen Tages unter Bedeckung ehlicher Bikanier außerhalb des Stadtbereichs in die Freiheit stieß, hat niemand je wieder vernommen. Ihr Werk aber, in dem die geschändete Menschheit und der ewige Glaube christusgleich wiedererstanden waren, ist vom Spott jener Zeit zertrümmert und vom Handwerk der Jüngsten zu profanem Bauschmuck verarbeitet worden.

Am Ausguck

Ein neues „Todesstol“ auf Java.

Durch vulkanische Ausbrüche im Dieng-Berg auf Java ist dort kürzlich ein „Todesstol“ entstanden, dessen giftige Gase, in erster Linie Kohlenoxyd und Kohlendioxyd, Menschen und Tiere bedrohen. Bereits im Juli zeigten sich die ersten Spuren aus tiefen Spalten aufsteigender Giftgase, die nur eine Schicht von zwanzig Zentimeter Höhe bildeten, aber noch auf hundert Meter Entfernung von der Austrittsstelle eine Kerzenflamme zum Erlöschen brachten. Die Höhe der Schicht nahm allmählich zu, doch verhinderte ein regelmäßig wühender Wind, daß die Gase so hoch stiegen, daß sie für Menschen gefährlich werden konnten. Die anfangs sichtbaren Gase verloren diese Eigenschaft im Laufe der Zeit, doch ließ sich ihre Anwesenheit aus dem Aufsteigen der Pflanzenwelt zweifelsfrei erkennen. Selbst zehn Meter hohe Bäume verloren ihre Blätter und sahen aus wie bei uns die Bäume im Spätherbst, boten also einen in den Tropen ganz ungewohnten Anblick. Viele Tabakfelder am Ausgang des Tales und anderes Kulturland sind durch die Giftgase vernichtet, und zahlreiche Vögel und kleinere Tiere stelen ihnen zum Opfer. Eigen-

artiger Welle war in dem Hohen schon bekannt, in der Nähe gelegenen Todesstol von Gussmühlstein, erst in der allerletzten Zeit hat es wieder eine Höhe von zweieinhalb Metern erreicht. Wegen der sich daraus ergebenden Gefährlichkeit ist der Zutritt jetzt von den Behörden verboten.

Das gestohlene Verbrechenalbum.

Verbrechenalbum gehören zu den wichtigsten Hilfsmitteln der Polizei und werden deshalb sorgsam in den einflussreichen Panzerbüchsen gehütet. In Philadelphia hatte die heilige Hermandad alle Urliche, dieses wertvolle Buch doppelt gut zu bewahren, denn sein Inhalt war kürzlich um eine Reihe von Verbrechenbüchern bereichert worden, und die Polizei hatte ihm im bevorstehenden Vernichtungskampf gegen die Unterwelt der Stadt eine wichtige Rolle zugeordnet. Leider verschwand aber der wertvolle Bundesgenosse wenige Tage vor Beginn des großen Feldzuges spurlos. Es wird vermutet, daß ein gewisser Schwarz, der Führer der Kummuggler von Philadelphia, dessen Bild im Album einen bevorzugten Platz einnahm, am Verschwinden nicht unbeteiligt ist, doch muß ein Polizist selbst, der zu den Ringeweiten gehörte, der Dieb gewesen sein. Die „legensreiche“ Tätigkeit der Prohibitionsbehörden ist durch diesen Streich lahm gelegt worden.

Merkwürdige Geschehnisse.

Die Kieselring, bekannt als Burghmann der bei Thamar im Koburgischen liegenden Osterburg, wurde, als er noch Burghmann von Marisfeld war, von dem Grafen Henneberg von der Schleusinger Linie belagert. In Ermangelung von Steinen ließ er im Verlauf der Belagerung harten Kiesel aus der Burg werfen. — Bei dem Geschehnisse von San Juan de los Rios feierten die Truppen des spanischen Obersten Castanos aus ihren Haubitzkanonen aus Kanariens mit Plündern, welche von dem Gegner mit großem Vergnügen vom Schlachtfeld aufgelesen wurden.

Ein Erfinder verleiht seine eigene Erfindung nicht.

Ein amerikanisches Gericht hatte kürzlich die interessante Frage zu entscheiden, ob ein Zufallsfinder den Patentschutz beanspruchen kann, wenn er selbst vom Vorgang, der zu seiner Erfindung führte, nichts versteht. Dem Patentinhaber war es im vorliegenden Fall durch Zufall gelungen, einen künstlichen Brennstoff herzustellen, obwohl er die chemischen Eigenschaften der benutzten Rohstoffe nicht kannte. Ein Konkretenunternehmen wollte aus dieser Unkenntnis Gewinn schlagen, fand die wissenschaftliche Erklärung für das dem Erfinder unverfängliche Verfahren und stellte ebenfalls den Brennstoff her. Der Erfinder klagte wegen Patentverstoßes und bekam vor dem Berufungsgericht Recht.

Ein gefrorener Vulkan.

Dr. Thomas Jaggar, der kürzlich aus Alaska zurückgekehrt ist, berichtet von einer interessanten geologischen Formation, die er dort gefunden hat. Es handelt sich um den Vulkan Pavloff, dessen untere Angänge zum großen Teil aus Eis bestehen, das mit Sand, Kiesel, Bimsstein und Asche, die von dem Vulkan ausgeworfen sind, zu einer festen Masse zusammengebacken ist. Der Pavloff ist noch tätig, wenn auch größere Ausbrüche seit längerer Zeit nicht vorgekommen zu sein scheinen.

Die Gezeiten der Erde.

Daß die allen wohlbekannte Erscheinung von Ebbe und Flut sich nicht nur auf das Meer beschränkt, sondern auch auf das feste Land auftritt, dürfte manchem überraschend erscheinen. Und doch hat man nachgewiesen, daß sich das Festland in gleichem Rhythmus hebt und senkt wie die Ozeane, allerdings mit dem Unterschied, daß letztere die Hebung der festen Erdrinde nicht unerheblich verklären. In einem fächlichen Vergleich wurden in 189 Meter Tiefe genaue Messungen veranfaßt, um festzustellen, wie weit die Anziehungskraft des Mondes Veränderungen in der Lage der Erdrinde bewirkt. Man hat gefunden, daß die „Fluthöhe“, die der Ebbe des Meeresspiegels entspricht, rund zehn Zentimeter betrug, wovon die Hälfte auf die verstärkende Wirkung der See zurückgeht. Für den Äquator hat man eine Lageveränderung um 25 Zentimeter errechnet.

Verantwortlich: H. Semmelmann. Altena. Druck und Verlag: P. A. S. A. S. Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 42

Mittwoch, 17. Oktober

1923

Zum Preise des Ruhrlandes

Vollstümliche Liebhaber hat den meisten deutschen Strom- und Flußgebieten reiche Kränze zu Preis und Dank gewonnen. Rhein und Main, Mosel und Neckar, Weser und Saale sind unangefangene Male bejungen worden. Nun soll auch unser heimatisches Ruhrland, das so oft zu Unrecht fieselnützlich behagelte, sein Lieb erhalten. Der Heimatdichter Herr D. Schmann hat den kernhaften Text geschrieben, den Herr Th. Schmede knecht, ebenso wie der Textdichter ein sehr des Ruhrlandes, in vollstümlich packender Weise verort hat. Das für gemischten Chor eingerichtete melodische Werk, das in Wert und Klang der Wesensart von Land und Volk treffend gerecht wird, wurde gelegentlich des Vortrags-Sangs- und Klangabends, der am 17. Oktober im evangel. Vereinshaus zu Bochum stattfand, durch den Pauluschor (100 Damen und Herren) unter dem Taktstock des Komponisten erstmalig öffentlich dargeboten. Wir geben die Strophen des neuen Ruhrlandliedes nachstehend wieder:

O Ruhrland, heil'ger Boden...

O Ruhrland, heil'ger Boden,
Dir schalle unser Sang
Weit über Berg und Tal,
Ten grünen Strom entlang!
O Ruhrland, Vätererde,
Du Heimat wunderbar,
Wir wollen treu dich lieben
Und loben immerdar!
Wir sind mit Herz und Sinnen
Dir innig zugewandt,
Ruhrland, du hartes Herbes
Geliebtes Heimatland!

Es raunen deine Wälder
Von Sagen tief und schwer,
Von Riesen und von Zwergen
Und Wobans wildem Heer,
Hier war's, wo mit dem Römer
Der Niederfalle stieß,
Wo Wittekind, der alte,
Auf weitem Roffe ritt,
Wo Goldemar, der Sänger,
Einst Neblungs Sinn geant;
O Land voll Sang und Sagen!
Geliebtes Heimatland!

Wie grüßen deine Scholle,
Das Haus am Wiefengrund;
Wir grüßen deine Hammer
Und Schloß in der Rund'.
Wir grüßen jeden Guten
Voll Wiederfun und Kraft,
Der tief in Kohlenhöhlen
Und heifer Hütte schafft;
Wir grüßen deine Frauen,
Der Treue Unterpfand,
Wir grüßen dich, o Ruhrland,
Geliebtes Heimatland!

Nur nicht drängeln

Berliner Bilder von Paul Bergenhausen.

Nach hängen die letzten Wolkza orangen über dem Boulevard Tauentzien, da lamnen auch schon die Neklamen auf, groß und bunt, Licht knallt an allen Horizonten. Unter der Erde donnert die Bahn, Autos rasen, Klamauch der Strophenverkäufer, Klingeln der Tram. In diesem Sollenlärm biegt aus einer Nebenstraße ein Herr auf einem Fahrrad ein, in der Hand eine Wiesenlange; steigt ab und picht damit in die Luft.

Ich bin ein bißchen kurzschichtig, aber an Kuriositäten interessiert. Ich trete näher, diesen Alibi-Dom Quichote zu bekommen. Was sehen meine fortschrittsfreudigen Augen?



Die riesige Propaganda-Veranstaltung der Reichshauptstadt: „Berlin im Licht“

Um uns beide herum tobt der Verkehr, boten. Und für die stofflos ergrauten Buchdrucker auf der anderen Seite installiert sich eine Heilsarmee, vom Wittenbergplatz rasi die Feuerwehr herein. Aber das kümmert den Herrn nicht: er spuckt mit seiner Stange in die Luft, er sticht die — Gaslaterne an.

Traum fürwahr! Auf einer der elegantesten Straßen der Welt. Im zwanzigsten Jahrhundert. In Berlin. Es hat sich beim Magistrat noch nicht herumgesprochen, daß inzwischen eine elektrische Sackhandbeleuchtung erfunden wurde, daß wir große Elektrizitätsgesellschaften haben, allen vortan die AEG, mitten in Berlin... Gut Ding will Weile haben, vorläufig sind wir noch Männer der alten Orthographie.

— noch entstand — ein merkwürdiger Gegenstand — in der gleichen Stadt nunmehr das große strahlende Erlebnis: „Berlin im Licht“, eine ganze Woche lang. Kein Stuhl, kein Bett, kein Villard wird in ganz Berlin freigelegt, aus aller Herren Länder kommen die Extrazüge an... So jagt eine Festivität die andere, der Rummel muß sein, die Ausstellungen müssen sein. Heute die „JAZ“, morgen die Automobil-Ausstellung, geftern die Internationale Büro-Ausstellung. Natürlich ist das immer sehr seriös, in langen Reihen aufgebaut, von schönen Mädchen betreut, freigelegt mit Prospekten und Katalogen; Wunder über Wunder. Der Federhalter ist längst entthront, die Schreibmaschinen sind elektrisch, und die Erfindung von Adam Riese, das Kopieren, ist bei Todesstrafe verboten. Dafür gibt es die Burroughs-Rechenmaschinen; und ob in der Friedrichstraße oder in Manila, in Moskau oder Kanada, bei den großen Industrien oder beim Detaillisten, überall ist Kopieren heute ver-

Ja, ulkige Dinge passieren in Berlin; an jeder Ecke ist was los, immer stehen Leute herum in dieser eiligen Stadt. Tische und Dünne, Brillen und Monokel, Goldbrille mit Altertümern, goldminkte Lippen und harte Zähne, alle gönnen sich ein paar Minuten für die Sensationen der Straße. Da ist ein Peto gestürzt, Autos raschen aneinander vorbei, der Omnibus kippt immer mal wieder um, hier kann man Solentträger kaufen, drüben 2½ es handierte Rüffe, alte Bücher, seidene Strümpfe, der Mann mit dem Schlapphut verhandelt diskret Porax als Rohan... Und der Himmel gibt Regen und Sonne, Hagel, Regen und gelegentlich nachts den Mond als goldene Kugel am Horizont.

Was a Tierra

Die einst verurteilte Insel Robinsons Crusoes.

Von Dr. E. Roloff.

Man suche einen aufgeweckten Schulknaben in der Welt, der nicht hügig und mit Feuerzunder die Entdeckungsfreude und -leiden Robinson Crusoes in Desoes unsterblicher Erzählung teilnehmend nachlebte. Wer aber weiß, wo sich in Wirklichkeit diese Insel unerhörter Abenteuer befindet, daß sie Mas a Tierra heißt, zu der kleinen Inselgruppe Juan Fernandez im Stillen Ozean gehört und heute längst nicht mehr verurteilt ist?

Auch Inseln haben ihre Schicksale. Schon im 17. Jahrhundert gingen gelegentlich europäische Handelschiffe vor den Juan Fernandez-Inseln Mas a Tierra, Santa Clara und Mas a Fuera vor Anker. Einige Leute der Besatzungen ließen sich auf den bisher völlig menschenleeren Eilanden nieder und gründeten dort kleine Siedlungen. Zu diesen Unentwegten gehörte auch der Schotte Alexander Selkirk, der im Jahre 1704 nach Mas a Tierra verschlagen und erst fünf Jahre später von Kapitän Wood Rogers zurück nach England befördert wurde. Seine Erlebnisse auf dieser damals noch sehr unwirtlichen Insel boten dann später Daniel Defoe die wertvollsten Anregungen für den „Robinson Crusoe“. Juan Fernandez taufte Mas a Tierra, nachdem er im Jahre 1572 auf seiner Fahrt von Valparaiso gen Westen zufällig die Inselgruppe im Stillen Ozean gefunden hatte. Mas a Tierra selbst liegt 670 Kilometer von der chilenischen Küste entfernt, ist 22 Km. lang und etwa 8 Kilometer breit. Die Insel besteht aus drei gut getrennten Teilen, darunter die mit einem weithin sichtbaren Leuchtturm versehene San Juan Bautista-Bai, die nach den Angehörigen der Nationen, die sie zuerst aufsuchten, der englischen, der französischen und spanischen heißen. Niedrige Berge vulkanischen Ursprungs, felsamerweise mit schöner, heute teilweise üppiger Vegetation versehen, verleihen dem Eiland ein eigenartliches Gepräge, doch besteht es aus einzelnen dünnen, unfruchtbaren Landstreifen.

Die Vegetation ähnelt im großen und ganzen der neuseeländischen Flora, d. h. sie weist vorherrschend Farne und Farnbäume, daneben aber auch Laubbäume und Palmen auf. Die Regenperiode dauert im allgemeinen von April bis einschließlich September, umfaßt also die Hälfte des Jahres, doch sind auch die übrigen Monate nicht frei von Niederschlägen, und die klimatischen Verhältnisse gelten als gesundheitlich günstig.

Das Lustigste auf der ganzen Insel sind nicht die von den Spaniern eingeführten, im Laufe der Jahrhunderte verwilderten Ziegen, die sich dort neben Weiden, Eiern, Rindern und Hunden mehr oder weniger frei umher tummeln, sondern die Stipustädchen auf Mas a Tierra, die kleiner sind als unsere Dörfer und dennoch einen sorgfältig organisierten Kommunalkörper haben.

Die wenigsten Menschen wissen jedoch, daß sich noch eine zweite Robinsonade vor uns auf der Insel vor einigen Jahrzehnten ereignete. Und das kam so: Der französische Schoner „Telegraphe“ legte 1891 von Valparaiso kommend, auf die Juan Fernandez-Gruppe zu. Auf unerklärliche Weise geriet unterwegs die Besatzung in den Besitz beträchtlicher Mengen von Alkohol. Ein Schiffsarzt beauftragte die Besatzung des Schiffes bis zur Sinnlosigkeit. Nur der Kapitän und der einzige Passagier an Bord namens Charpentier entzogen sich diesem Treiben. Ein gewaltiger Sturm erhob sich, dem die besetzte Mannschaft nicht gewachsen war. Die „Telegraphe“ kenterte. Kapitän und Mannschaften fanden den Wellentod. Charpentier allein gelang es, rudern und schwimmend die Küste von Mas a Tierra zu erreichen.

Monate vergingen. Und wieder spülte der Stille Ozean einen Schiffbrüchigen an die Klippen der Insel, den Grafen Alfred de Noé. Mit primitiven Jagdgeräten ausgerüstet, begab sich beide auf Fisch- und Vangeltunfischfang und hielten sich dort so lange, bis sie ein mitleidiger Kapitän für gute Worte nach Valparaiso brachte. Dort fanden beide einen rührenden Finanzmann, Louis P. Noé, der ihnen die Mittel zur Gründung einer großzügigen Vangeltunfisch-Fischerei verschaffte, die heute bereits ihre geschäftliche Kiefer tief in das amerikanische Festland erstreckt.

Gegenwärtig herrscht emsiges Leben und Treiben auf der Robinson-Insel. Schiffe von allen Nationen, Arbeiterkolonnen wach-

sen aus dem Boden. Die Häfen entfeinden den Reichtum großer Fische und Krebsfänge hinüber nach Chile und Argentinien. Bald strömt zur Insel, und außer der historischen „Robinson Crusoe-Grotte“ erinnert heute nur wenig an die Robinson- und Rannibalenromantik längst verschwundener Tage.

Butantan!

Von Hans Besemann.

Der Assistent schnallt hohe Ledergamaschen an, zieht Büffelschuhe über die Hände, nimmt einen käseartigen langen Stock und ist fertig zum Schlagenfang. Es ist ein kalter trüber Tag, der den Regen von der Sorocabana herüberweht. Die Schlangen sitzen alle in ihren runden Betonhäusern, wie Pontons im Wassergraben, der am Fuße der Umfassungsmauer die Schlangeinsel umzieht. Schwimmt eine lange dünne gelbe Cobra, selbstsam hochgehobenem Schwanz und Kopf. Ein dickes gelbes Kleeblatt angrifflich im Ufergras. Die goldbraunen Pupillen schielen entsezt nach gleichenden, unsichtbaren Gegnern. Ein Schwarm ganz kleiner Fische zieht dicht am Grunde des Grabens dahin, liegt in bläulich-schwarzer Bewegung, als unser Schatten das Spiegelbild trübt. Der Assistent öffnet eine Drahttür. Uebersteigt die Mauer, springt dann mitten hinein ins Wasserparadies. Sein Rücken führt in einen der Pontons, zieht drei kleine, sich windende Schlangen raus. Aus dem nächsten fährt, wütend ob der Störung, ein dickes schwarzbraunes Biest raus, klappert bedrohlich. Schon hat der Assistent ihren Kopf niedergedrückt, hebt sie hoch, öffnet den Rachen. Wir sehen die Hakenzähne, während das starre Hypnotisierauge uns attackiert. Sie weiß, daß wir Angst vor ihr haben. Der Mann schlenkert sie endlich fort. Die Klapperschlange stößt blitzschnell in den Graben, schießt an der anderen Seite die Mauer hoch, so daß wir respektvoll zurückfahren. Der dicke Frosch nimmt schleunigst Flügelgeduld. Unser Freund aber begierig auf unser Blut, produziert sich nun als Dompfleur. Ein halbes Dutzend Schlangen angetert zusammen, hebt dann das ganze Bündel hoch. Er sieht aus wie der alte Fischer Dobberich in meiner Heimat, wenn er „blutfrische Aale“ auf dem Wochenmarkt anpreist.

Eine kleine Korallenschlange, sie ist kaum sechzig Zentimeter lang, zieht hartnäckig und stichlich ergrimmt. Ihr Oberkörper, gekrümmt wie ein Bumerang, steht steil in der Luft. Der Assistent dreht ihr einen Augenblick den Rücken, schon springt sie vorwärts, haut gegen seine Gamasche. Keine fünf Zentimeter unter dem Knie. Dann verschwindet sie, böse züngelnd, in ihrem Bau.

Das Gras der Insel bewegt sich jetzt unter dem weichen Ringeln der Cobras. Rischen und Klappern. Viele lassen sich ins Wasser gleiten. Eine große, schwarz-gelbe Giftschlange erklammert ihren Ponton, legt sich oben im Kreise, den Kopf nachschon erhoben. Unser Mann zufrieden mit dem Resultat seiner Dressur, kommt zu uns, eine Klapperschlange als Requisite mit sich tragend. Ein Wärter übernimmt sie. Wie einen jungen Hund packt er sie am Hals, bringt sie dann zur Giftnahme ins Laboratorium.

Jetzt kommen die ungiftigen Schlangen. Leider haben wir keine ausgewachsenen Riesenschlangen, sagt entschuldigend unser Führer. Dann geht er, weit vorsichtiger als bei den Giftschlangen, unter den Bäumen eines anderen Zwingers hin. Er äugt, fast plötzlich zu. Holt eine zwei Meter lange Schlange aus dem dichten Gebüsch. Sie windet sich, drückt ihre Ringe um den sie haltenden Arm. Der Wärter muß kommen, um den Assistenten zu befreien. Als sie ins Gras gelegt wird, fährt sie wütend auf eine andere Cobra los, die wir gar nicht gesehen haben. Beißt sie ins Genick. Versucht die Freundin zu zerreissen. Erst als sie die Eisenspitze des Wärters spürt, läßt sie los.

Man zeigt uns eine andere große schwarze Schlange, die Giftschlange frägt, — sie macht gleich einen so sympathischen Eindruck.

Eine junge Succuri, die schon zweieinhalb Meter lang ist, und über einen Zentner wiegt, zeigt mir der Assistent mit ganz besonderem Eifer. „Neulich hat sie ihr erstes Ferkel gezeugt“, sagt er zärtlich. Um ihn zu ärgern, erzähle ich von der berühmten großen Succuri in Rio, die zwei Schweine vertilgt und in dem Verdacht steht, früher im Urwald auch Rannibalen gefressen zu sein.

„A manha tem mais grande — morgen haben wir eine größere“, ist die Antwort und er schickt zum Abschied den Speckackten seines Succuribabys.

Und dann gehen wir ins Laboratorium

In einem Glaskästlein liegt die Klapperschlange. In einem anderen nebenan bellt ein natter Terrier, der noch nichts vom Serum weiß. Nun öffnet man eine Verbindungstür zwischen den Kästen. Der Terrier, trotz über die Abwehrung, läuft hinüber, beschnüffelt die Schlange. Schwapp! hat er einen Biß weg, dicht am Ohr. Erstaunt steht er einen Augenblick, schüttelt sich, bellt. Unterbricht sich selber. Springt plötzlich mit allen Bieren hoch. Dreht sich im Sprunge. Fällt auf den Rücken. Zappelt. Japst. Die netten braunen Augen werden stier, wir sehen die feinen Rippen unter dem Fell und das aufgeregte Herz, das gegen den Tod ankämpft.

„Amul interesting“, lobt eine Yankeebedame, und ich bedaure, daß sie nicht von der Klapperschlange gepiekt wurde. Aber schon langt der Wärter mit einem Haken in den Kasten, zieht den Terrier heraus, legt den zitternden Tierkörper auf einen Tisch. Dann rückt er eine Spritze und macht eine Injektion in den Rücken. Nach einige Minuten, und der Hund fällt langsam auf seine Beine zurück. Der Schwanz wedelt — er ist gerettet und weiß nicht einmal wieso und warum.

Wenn jetzt die Cobra den Hund beißen würde, hätte das keinerlei Wirkung, sie hat kein Biß mehr“, erklärt der Assistent, bereit zu neuem Experiment. Aber wir lehnen ab. Der Hund lebt da und interessiert uns jetzt ebenso wenig wie ein auf dem Schafott Begnadigter. So gehen wir lieber zu den Vogelspinnen. Groß und trottsam behaart sind sie eine schreckliche Erinnerung an jene kaum vergangene Zeit vor fünfzehnhundert Jahren, wo sie mit etwas veränderten Proportionen auf unsere Vorfahren im Garmotte Ragd machten. Und in ihrem glühenden — liegt der Wunsch, die dicke Peute da draußen vor dem Glas zu packen und auszulutschen wie einen Malzbonbon. Man zeigt uns Abbildungen von eitrigen Geschwüren und brandigen Wunden — alles Spuren dieser freundlichen „Bichos“, die der Brasilianer mehr fürchtet, als die schlimmsten Cobras. Kann ich verstehen! Der Assistent aber betrachtet liebköhlend seine hyarigen Geißel. „Schade, daß sie die größte nicht mehr sehen können; so groß wie ein Kindshopf war sie. Ein kleines Rannibalen konnte sie fressen, wenn sie Hunger hatte“, bemerkt er, in Erinnerung verloren.

„Woran starb sie?“ frage ich behutlich. „Ach, die anderen Vogelspinnen haben sie eines Nachts aufgefressen — sie hatten sie bekommen. Die große Vogelspinne wollte keine Rannibalen mehr.“

Am Eingang zum Institut ist ein grüner Karren mit Maultieren. Ein Roboco reißt den Arbeitern runde Schachteln herunter, die wie Zuckbehälter aussehen. Schlangen, nichts als Schlangen sind darin. Die schiden die Peute aus ganz Brasilien nach Butantan und bekommen dafür umsonst das Serum, um es sich einzuspritzen, wenn sie gebissen werden. Dann schicken sie die gebissenen Schlangen nach Butantan, dort verwandelt man sich wieder mit Serum. ... Kreislauf der Wirtschaft, nennt Professor Schulze-Gaeveritz in Freiburg einen solchen Vorgang.

Araber und Archäologie

Von C. Leonard Woolley.

Direktor der gemeinsamen Mesopotamien-Expedition des Britischen Museums und der Universität von Pennsylvanien.

Es ist schon unendlich viel über Ausgrabungen in fremden Ländern geschrieben worden, doch nur selten hat ein Forscher in seinen Berichten seiner bescheidenen Helfer, der Eingeborenen, irgendwelche Nachlese, der auszugewandte wiederzugeben Artikel, der im „National Geographic Magazine“ erschiene, füllt hier eine Lücke aus.

Ich bin schon oft gefragt worden, ob ich alle meine Ausgrabungen mit eigener Hand vornehme, und mancher hörte mit Verwunderung, daß ich teilweise bis zu dreihundert Mann beschäftige.

So sorgfältig auch die Aufsicht bei den Ausgrabungen sein mag, so ist es doch immer letzten Endes der Mann mit der Spade, der die einzelnen Gegenstände findet; ist der eingeborene Arbeiter ungeschickt, so wird mancher wertvolle Fund beschädigt, ist er unehrlich, so verschwindet manches ausgegrabene Stück sofort wieder; ist er gleichgültig und denkt nur an seinen Lohn, so entstehen der Wissenschaft unerschätzbare Verluste.

Grundbedingung ist daher, bei den Eingeborenen Interesse und Verständnis für ihre

Arbeit zu wecken. Deshalb ist auch das „Bolschewismus“ eingeführt worden, das jeden Fund durch eine besondere Prämie belohnt, vorausgesetzt, daß der Gegenstand nicht durch den Arbeiter selbst verletzt wird. Die Prämie allein genügt aber nicht, wenn sie auch wesentlich dazu beiträgt, eine sorgfältige Arbeit zu erzielen. Die Lust an der argemohnen Tätigkeit und eine gewisse Opferbereitschaft müssen unter den Eingeborenen geweckt werden. In dieser Beziehung lassen sich die Araber, mit denen ich in Mesopotamien zu tun habe, bedeutend leichter beeinflussen als die Ägypter. Letztere scheinen nie etwas anderes im Auge zu haben als ihren Verdienst; die Araber dagegen legen ihren Auftraggebern gegenüber eine unerschöpfliche Loyalität und einen gewissen Humor an den Tag.

Die wichtigste unter allen Hilfskräften ist der Vorarbeiter, das Bindeglied zwischen dem weißen Forscher und der Eingeborenen. Ich hatte in dieser Beziehung das Glück, vor meinem Vorgänger das Ideal eines Vorarbeiters, den Araber Mohammed Ibn Schah Ibrahim, kurz Samudi genannt, übernehmen zu können.

In einem Lande, wo Befehlungen an der Tagesordnung sind, können die Dienste eines solchen Vorarbeiters, der sich nicht einen Pfennig auf unehrliche Weise verdient, gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Samudi folgte diesem Vorzug aus eigenem Antrieb noch einen weiteren bei: Er zeigte sich außerhalb der Arbeitszeit noch in die kleine Dorfschule in der Nähe unserer Ausgrabungsstätte und lernte ungeachtet des Spottens seiner Kollegen auf einer Bank mit den kleinen Araberjungen lesen und schreiben.

Große Schwierigkeiten bereitete Samudi das Anlernen der arabischen Arbeiter. Er zeigte ihnen, wie Schlammbacksteine freigelegt werden müssen; dann übergab er einem Araber sein Werkzeug und forderte ihn auf, längs der Backsteinmauer zu graben. Keiner der nur an Lehmhütten gewohnten Eingeborenen wußte, was eine Backsteinmauer war, und es dauerte Wochen, bis Samudi ihnen nur die einfachsten für unsere Arbeiten erforderlichen Begriffe beigebracht hatte. Monatelang legte sich Samudi mit Kopfschmerzen schlafen, doch er verlor nie den Mut und seine Ruhe. Er feuerte die Arbeiter an und schalt sie, lachte und fluchte mit ihnen herum, trieb die Dickköpfigen zur Arbeit, bis sie umfielen, zeigte die Gelehrigen aus und war bei der Unterweisung von einer unendlichen Geduld. Als ein einig Araber unverstündlich wurde, ließ er sich ihre Frechheiten bis zur Gränzscheide gefallen; dann forderte er den stärksten von einem freundschaftlichen Ringkampf auf und warf ihn innerhalb einer Minute auf beide Schultern, so daß er bewußtlos liegen blieb. Die Träger belegte Samudi auch mit Geldstrafen; zum Erstaunen der Araber stofften die Strafgelehrten nicht in seine Tasche, und die Arbeiter fühlten bald, daß auch keine Freundschaft mit Samudi vor Nachregelungen schützte; deshalb achteten sie ihren Vorarbeiter immer mehr. In erstaunlich kurzer Zeit hatte Samudi eine Kolonne geschaffen, auf die wir uns etwas einbilden konnten und die auf sich selbst stolz war.

Wenn natürlichweise der erste Gedanke aller Arbeiter ihrem Verdienst und den Prämien galt, so wuchs doch rasch das Interesse an der Arbeit an sich. Die Intelligenteren unter ihnen fragten nach dem Namen und dem Alter der Funde und erörterten unter sich die ursprüngliche Bestimmung der ausgegrabenen Gegenstände. Manche lernten sogar die öfter wiederkehrenden Inschriften auf den Backsteinen entziffern und die verschiedenen sumerischen Könige unterscheiden.

Unter anderem legten wir auch die Küche des Gig-Bar-Kempels frei. Die ganze Anlage, die aus der Zeit Abrahams stammt, war so wunderbar erhalten, daß den Arabern befohlen wurde, unter den alten Kochstellen Feuer anzulegen, Korn in den alten Handmühlen zu mahlen und Wasser aus dem alten Brunnen zu schöpfen, damit wir die Szene naturgetreu aufnehmen konnten. Gerade als die Aufnahme gemacht worden war, fing ein Araber zu zittern an. Er hatte aus einem Tongefäß Wasser schütten sollen und den richtigen Augenblick veräußt. Er bestand darauf, daß noch eine Aufnahme gemacht wurde, damit die Szene auch wirklich naturgetreu erschiene.

Die Kamera kann nur selten dazu beitragen, um die ursprüngliche Gestalt eines ausgegrabenen Gebäudes zu bestimmen. Meistens müssen die Grundrisse auf dem Zeichenpapier ausgearbeitet werden. Unsere Araber wunderten sich sehr über die Ergebnisse dieser Zeichnungen; sie besahen sich auch die Pläne



Die Einsturz-Katastrophe in Prag

Tschechisches Militär bei den Rettungsarbeiten, die sehr schwierig sind, weil die Betonquadern und Eisenlangen einzeln durchbohrt werden müssen. Inzwischen hat sich erwiesen, daß der Bauunternehmer die Schuld an der einschlägigen Katastrophe trägt.



Das Schiffsunglück auf der Donau

am 10. unteren Donau ereignete sich ein furchtbares Unglück. Das Motorschiff „Athene“ stieß in der Nacht zum 12. Oktober mit einem mit 16 Personen besetzten Motorboot zusammen, das sofort kenterte und unterging. Dreizehn Personen ertranken, die übrigen drei konnten in letzter Sekunde von einem anderen zu Hilfe eilenden Motorboot gerettet werden.

mit großem Interesse und freuten sich außerordentlich darüber, zu erfahren, wie die alte Sumererstadt zur Zeit Abrahams, dessen Vater nach ihren Legenden ein großer Künstler im alten Lande Ur war, ausgesehen hatte. Den größten Spaß bereitete es unseren Arabern, wenn ein besonders wertvolles Stück gefunden wurde, zum Beispiel eine lange Reihe von Skulpturen längs der Front eines Gebäudes. Revolverfalschen begrüßten eine derartige Entdeckung; dabei richtete sich die Zahl der Schüsse nach der Bedeutung des Fundes. Dieser selbst wird nur nach dem glücklichen Entdecker benannt; so gibt es den „Stier des Muthapha“ und den „Löwen des Hassan Ibrahim“. Eine Revolverfalsche zu seinen Ehren bedeutet für jeden Araber einen neuen Anreiz zu sorgfältiger Arbeit.

Die Gabel

Von Silva Stein.

Wenn man heute in einer kleinsten Bauernhütte Mann und Frau mit der Gabel bei Tisch hantieren sieht, so glaubt man kaum, daß dieses Instrument einmal ein Luxusartikel war, gegen den einzuschreiten Petrus Damianus (um 1050 herum) für nötig hielt. Es sei „eine orientalische und sündhafte Verweichlichung“.

Die Form der Gabel — des Stiels mit den zwei spitzen Zacken — war ja schon im frühesten Altertum bekannt. Selbst die Götter hatten sie als Symbol. So trug Poseidon den Dreizack, und die Brustspitze der Heldeu Homers waren bekannt.

Da im Altertum die Speisen bereits zerlegt gereicht wurden und man gewöhnt war, mit den Händen zu essen, so brauchte man die Gabel nur zum Auflegen der Nahrung. Die erste ernsthafte Erwähnung brachte eben jener Petrus Damianus, der empört war über die neue Art des Essens, die eine byzantinische Prinzessin nach Venedig gebracht hatte.

Um 1360 begann der Gebrauch der Gabel in Florenz. Er bürgerte sich aber wenig ein. Noch aus dem Jahre 1598 berichtet eine Geschichte, daß die Herzogin von Beaufort Gemüch IV. die rechte Hand zum Rüsse reichte, daraus wurde.

während sie mit der Linken die Speisen aus der Schüssel langte! Aus dieser Zeit stammen nun allerdings die ersten Gabeln. In den Inventarverzeichnissen der vornehmen Häuser werden sie bereits aufgeführt. Allerdings nur in „Mengen“ von ein bis zwei Stück aus reinem Golde oder Silber. Voraussetzungen für die „feine“ Art mit der Gabel zu essen, von dem überkultivierten byzantinischen Kaiserhofe aus gekommen. Eine Theorie, die ja vieles für sich hat, wenn man bedenkt, daß es auch eine byzantinische Prinzessin war, die sie nach Venedig brachte. Von Italien aus übernahmen dann auch im 16. und 17. Jahrhundert die anderen europäischen Staaten diesen „Luxusgegenstand“. Daß es immer noch Luxus war, beweisen die niederländischen Bilder, auf denen eine Gabel nur selten vorkommt.

Schließlich gewöhnte man sich aber daran und begann nicht nur das Fleisch, sondern auch die Gemüse damit zu essen. Dafür war allerdings die Form — es gab ja nur zwei gerade und spitze Zinken — sehr unpraktisch und man begann die leicht schaufelförmig gebogenen, drei- und vierzinkigen Gabeln mit flachen Griffen herzustellen.

Erst im letzten Jahrhundert bürgerte sich der Gebrauch der Gabel völlig in allen Bevölkerungsschichten ein. Noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts konnte man in den Ordnungen der Spitäler zwar Löffel und Messer finden, — aber die Gabel fehlte fast überall.

In den asiatischen Ländern, wo die abendliche Kultur noch nicht so intensiv hineingedrungen ist, fehlt noch heute der Gebrauch der Gabel. Die meisten Asiaten essen ihren Reis mit den Händen. Und die Chinesen und Japaner jonglieren mit vieler Mühe (d. h. uns macht allein das Zusehen Mühe — ihnen fällt es leicht) alle Speisen mit Stäbchen zu Mund.

Es war ja selbstverständlich, daß sich die Kunsthandwerker diese neue Art des Essens nicht entgehen ließen. Daß sie Stiel und Griff der Gabel ebenso schön und reich schmückten, wie sie auch den Löffel verzieren. Daß sie zu Anfang, als es reiner Luxus war, edelstes Metall verwendeten und daß heute ein einfacher, aber praktischer Gegenstand daraus wurde.